Angelika Linke (Zürich/Linköping)

Sprachreflexion und Menschenbild

Entwürfe zum Verhältnis von Sprachlichkeit und Sozialität¹

Abstract: Zu den Gemeinplätzen wissenschaftlichen wie populären Nachdenkens über den Menschen gehört, dass es die Sprache ist, die ihn gegenüber allen anderen Lebewesen auszeichnet. Die naheliegende Folgerung, dass Sprachwissenschaft deshalb immer auch eine anthropologische Wissenschaft ist, wird dennoch eher selten gezogen. Dies obwohl es praktisch nicht möglich ist, sprachtheoretische Überlegungen zum ‚Wesen‘ der Sprache oder zu zentralen Fragestellungen der Linguistik anzustellen, ohne zumindest implizit auch ein Bild des Menschen selbst zu entwerfen. Der folgende Beitrag geht von Humboldt über Benveniste bis zur neueren *conversation analysis* denjenigen sprachtheoretischen Traditionslinien nach, welche den sprachlichen Menschen als einen basal auf ein Gegenüber bezogenen Menschen entwerfen – eine Konstellation, die zudem die Figur des ‚Dritten‘ erzeugt – und welche Sprachlichkeit als prägendes Formativ menschlicher Sozialität verstehen. Sprache wird entsprechend nicht nur als Medium referenzieller ‚Aboutness‘, sondern ebenso performativer ‚Withness‘ betrachtet. Im Horizont der Überlegungen steht dann allerdings auch die Frage, in welcher Weise die an gesprochener Sprache ausgerichtete, interaktionsorientierte Neukonturierung der Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen neuen Blick auf Schriftsprachlichkeit und ihre Leistungen in der Selbstformierung des Menschen ermöglicht.

Dass es die Sprache ist, die den Menschen unter seinen Mitbewesen – und vorläufig auch noch gegenüber maschinellen Akteuren – auszeichnet und deshalb gewissermaßen das Menschlichste am Menschen ist, ist ein weitgehend unwider-sprochener Gemeinplatz. Die naheliegende Folgerung, dass Sprachwissenschaft deshalb immer auch eine Wissenschaft vom Menschen ist, wird allerdings in dieser expliziten Form gerade in der jüngeren Fachgeschichte eher selten gezogen,²

¹ Ich danke Vilmos Ágel, David Eugster, Wolfgang Imo und Juliane Schröter für kritische Kommentare zu Vorfassungen dieses Textes.

² Im Gegensatz zur Linguistik im deutschsprachigen Raum sind im Kontext der englischsprachigen Linguistik (speziell der US-amerikanischen Fachtradition) die Termini „anthropological linguistics“ (so auch der Titel einer entsprechenden Einführung von William Foley 1997) bzw.

auch wenn einzelne Forscher und Forscherinnen sich in ihren Arbeiten immer wieder zu eben dieser Frage geäußert haben.³

Andererseits ist es praktisch nicht möglich, sprachtheoretische Überlegungen zum ‚Wesen‘ der Sprache oder zu den zentralen Aufgaben und Fragestellungen der Linguistik anzustellen, ohne zumindest implizit auch das Verhältnis von Mensch und Sprache zu bestimmen und damit ein Bild des Menschen selbst zu entwerfen. Und dieses Bild kann sehr unterschiedlich ausfallen. Ob wir uns Sprache als ‚Besitz‘ des Menschen denken oder als ein Instrument spezifischen – eben sprachlichen – Handelns, als ein Medium der Erkenntnis oder eher der Kommunikation, als den Menschen immer schon vorgegeben oder aber als von ihnen ständig neu erzeugt und verändert, als etwas, das in den Köpfen von Individuen existiert oder aber ‚zwischen‘ ihnen – in jedem Fall impliziert das Nachdenken über Sprache immer auch Vorstellungen vom Selbst- und Weltverhältnis des Menschen und damit auch vom Verhältnis der Menschen untereinander. „A definition of language“ – so bringt es der Oxforder *literary critic* Raymond Williams auf den Punkt – „is always, implicitly or explicitly, a definition of human beings in the world“ (Williams 2011 [1977], S. 149). Wobei wohl auch der umgekehrte Fall gilt: Je nachdem, was für eine Vorstellung vom Menschen wir haben oder gerne hätten, sind auch bestimmte sprachtheoretische Optionen näherliegend als andere.

Wenn ich deshalb im Folgenden mit Blick auf die Geschichte gelehrter Sprachreflexion – einerseits mit Konzentration auf das beginnende 19. Jahrhundert, speziell auf Humboldt, andererseits auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – in erster Linie denjenigen Entwicklungslinien nachgehe, die Sprache als Medium von *Kommunikation*, *Vergesellschaftung* und *menschlichen Miteinanders* konzeptualisieren, um jeweils genauer nachzufragen, welches Bild des sprachlichen Menschen unter diesen Perspektiven entworfen wird, so hat dies, das sei vorausgeschickt, auch mit persönlichen Präferenzen zu tun – in Sachen Sprache wie in Sachen Menschen.

„linguistic anthropology“ (so der Titel eines im selben Jahr erschienenen Übersichtsbandes von Alessandro Duranti 1997) eingeführte Bezeichnungen für ein linguistisches Forschungsfeld, das sich einerseits – empirisch-praktisch orientiert – mit Sprachen befasst, die vom Aussterben bedroht sind, andererseits – in eher theoretischer Absicht und u.a. unter Rückgriff auf ethnologische und ethnografische Traditionen, wie sie etwa mit dem Namen von Dell Hymes in der Linguistik oder Bronislaw Malinowski in der Ethnologie verbunden sind – die grundlegenden sozialen und kulturellen Aspekte menschlicher Sprachlichkeit untersucht, dies oft anhand von sprachlichen Daten nicht-westlicher Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften.

³ Mit Blick auf den deutschsprachigen Raum sind dies u.a. Peter Hartmann (1965, 1979, 1980), Brigitte Schlieben-Lange (1983), Susanne Günthner (2003) und Jürgen Trabant (1998).

1 Dichotomien

Am Ausgangspunkt meiner Überlegungen stehen jedoch zunächst *zwei* und zudem *zwei gegensätzliche* Bilder „of human beings in the world“, wie sie in unterschiedlicher Schattierung das Arsenal unserer kulturellen Selbstkonzeption – innerhalb wie ausserhalb sprachreflexiver Kontexte – dichotomisch prägen und die uns nicht zuletzt auch in Goethes „Faust“ in prominenter Inszenierung begegnen.

Es ist dies zunächst die mit „Nacht“ überschriebene Eingangsszene, die in unserem kulturellen Gedächtnis als verdichtete Darstellung des Erkenntnis suchenden Menschen fungiert:

Nacht.

In einem hochgewölbten engen gothischen Zimmer Faust
unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie!

Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum –
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

[...]

Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit sauerem Schweiß,
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,

[...]

(Goethe 1887, S. 27 f.)

Abb. 1: „Faust dans son cabinet“, Faust-Illustration von Eugène Delacroix, Postkarte aus dem Verlag Alt-Weimar (Quelle: Goethezeitportal; <http://www.goethezeitportal.de/index.php?id=1666>, Stand: 19.8.2014)

Der Mensch, der uns hier präsentiert wird, ist der Gelehrte, seine Welt ist sein „hochgewölbtes“, aber, so die Bühnenanweisung, „enges“ Studierzimmer, seine Rede ist der Monolog eines einsamen Denkers zu nächtlicher Stunde, das Leben ausserhalb und jenseits von Folianten und Pergamenten liegt im Dunkeln. Wo, wie in der bildlichen Umsetzung der Szene durch Eugène Delacroix (vgl. Abb. 1), Faust dabei in die Betrachtung eines Schädels versunken dargestellt wird, erscheint selbst der Mensch dem Menschen in erster Linie als Gegenstand von Nachdenken und Erkenntnis. Doch dabei bleibt es nicht bei Goethe: Dem nächtlichen Monolog in der Studierstube steht als Gegenentwurf der Wortwechsel unter freiem Himmel gegenüber, in dem sich die erste Begegnung von Faust und Margarete vollzieht (vgl. Abb. 2): Galante Anrede und Antrag auf Seiten Fausts, Widerspruch und Ablehnung auf Seiten Margaretes:

Straße.

Faust. Margarete vorüber gehend.

Faust.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Sie macht sich los und ab.

(Goethe 1887, S. 128)

Abb. 2: Illustration der ersten Begegnung von Faust und Margarete von Franz Xaver Simm, 1899
(Quelle: Goethezeitportal; www.goethezeitportal.de/index.php?id=6603, Stand: 19.8.2014)

Hier geht es nicht mehr um Wissen, sondern um Gefühle, nicht mehr um Ein-, sondern um Zweisamkeit, es geht nicht mehr um die Welt und ihre Rätsel, sondern um ein Gegenüber und dessen Zugänglichkeit. Dass damit augenblicklich auch soziale Positionierungen, Geschlechterverhältnisse und kulturelle Handlungsnormen kommunikativ manifest bzw. verhandelt werden, macht der gegenüber der Länge des nächtlichen Monologs auffällig knappe, verdichtete Dialog ebenfalls deutlich. Und wer weiterliest, der wird auch noch ganz explizit auf das emotional attrahierende Potenzial kommunikativen Stils und damit auf eine weitere soziale Dimension von Sprache aufmerksam gemacht – denn die Bezauberung, welche Margaretes Äusseres auf Faust ausübt, wird durch die Reize ihres kommunikativen Verhaltens noch übertroffen: „Wie sie kurz angebunden war, / das ist nun zum Entzücken gar!“ (Goethe 1887, S. 128).

Blickt man aus linguistischer Warte auf die beiden Faust-Szenen, so ist es offensichtlich, dass von diesen die erste – Faust im Gehäuse – in vielen Facetten dem Menschenbild entspricht, wie es sich, wenn auch vielfach nur implizit, aus einer Gegenstandskonstitution von Sprache ergibt, die in der Geschichte der Sprachreflexion die dominante darstellt und die Sprache in erster Linie als Ausdruck und Medium menschlicher Kognition, als „bildende[s] Organ des Gedanken“ (Humboldt 1968c [1827–1829], S. 151), als Medium des Deutens der Welt oder – wie bei Ernst Cassirer konstruktivistisch zugespitzt – als Medium „der Gestaltung *zur Welt*“ (Cassirer 1994, S. 11; Hervorhebung im Original) modelliert. Die enge Verbindung von Sprache und *Geist*, Sprache und *Vernunft*, Sprache und *Denken*, Sprache und *Kognition* – so die wechselnde Terminologie unterschiedlicher historischer Epochen und Kontexte – konzentriert den Blick auf den sprachlichen Menschen, auf dessen *Inneres*. Die sprachliche Tätigkeit des Menschen erscheint mithin als Tätigkeit des Geistes und diese Tätigkeit wiederum als auf die Welt als Objekt der Erkenntnis oder aber – selbstreflexiv und in abschliessender Bewegung – auf den menschlichen Geist selbst und seine Sprachlichkeit gerichtet. Wo in der Gegenstandskonstitution von Sprache überhaupt auf den ganzen Menschen hochgerechnet wird, erscheint dieser entsprechend im (Kollektiv-)Singular. Der Schädel, auf den Delacroix Faust blicken lässt, ist symptomatisch.

2 „A sociable creature“

Wenn man sich nun eben nicht *diesem* Konzept zuwendet, sondern Gegenstandskonstitutionen von Sprache nachgeht, die auf deren kommunikative und sozialisierende Funktion ausgerichtet sind, so betritt man den insgesamt schmaleren Pfad in der Geschichte der gelehrten Sprachreflexion. Dies trotz der Tatsache,

dass, wie Andreas Gardt in seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland“ festhält, die Konstatierung der kommunikativen Funktion von Sprache „ohne Frage eine der am häufigsten begegnenden Universalien der Sprachreflexion“ (Gardt 1999, S. 340) darstellt. Tatsächlich lassen sich Charakterisierungen von Sprache als Medium menschlicher Sozialität in der Geschichte der Sprachreflexion in vielfältiger Form finden und manche davon kommen auch mit viel rhetorischem Nachdruck daher. So etwa bei John Locke, welcher in seinem Essay „Concerning Human Understanding“ wortgewaltig festhält:

God, having designed man for a *sociable creature*, made him not only with an inclination, and under a necessity to have fellowship with those of his own kind, but furnished him also with language, which was to be *the great instrument* and common tie of *society*.⁴

Doch auch solcher Nachdruck führt nicht notwendig dazu, dass der Funktion von Sprache als prägendem Konstituens menschlicher Sozialität nachhaltigere theoretische Aufmerksamkeit zuteil wird. Im Gegenteil: Mit der Fundamentalbestimmung von Sprache als dem Medium der Vergesellschaftung des Menschen scheint diesem Gedanken dann vielfach auch bereits Genüge getan. Es ist erstaunlich, dass die Frage nach der Interdependenz von Sprachlichkeit und den Formen und der Dynamik menschlicher Beziehungen, Geselligkeit und Gesellschaftlichkeit nur selten in der Entschiedenheit und theoretischen Schärfe behandelt worden ist, wie die Frage nach der Interdependenz von Sprachlichkeit und Kognition, phraseologisch zugespitzt im Dreiklang der Frage nach dem Verhältnis von „Sprache – Denken – Wirklichkeit“.⁵

Selbst wo sich Sprachreflexion ausführlicher mit dem Menschen als „sociable creature“ befasst, scheint die Loslösung aus der Perspektive, die mit der Grundbestimmung von Sprache als Medium menschlicher Kognition vorgegeben ist, eher schwierig.

⁴ 3. Buch, § 1, hier zitiert nach der Online-Ausgabe der Princeton-University www2.hn.psu.edu/faculty/jmanis/locke/humanund.pdf (Stand: 19.8.2014); Hervorhebungen AL.

⁵ So der Titel der deutschsprachigen Ausgabe von Benjamin Lee Whorfs ausgewählten Schriften (Whorf 1999) in direkter Übersetzung des englischen Originaltitels: „Language, Thought, and Reality“ (unverändert auch in der neuesten Auflage: Whorf 2012 [1956]).

3 Kopf-Kommunikation

Schaut man sich Entwürfe von Sprache (und ihren Menschen) an, die sich mit deren Funktion als Kommunikationsmedium befassen und deshalb notwendig nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch einen Kommunikationspartner in den Blick nehmen, so erweisen sich – bei genauerer Betrachtung – auch diese Konzeptualisierungen von Sprache häufig als einem epistemologischen Bias verpflichtet. Es lässt sich konstatieren, dass sprachliche Kommunikation meist weniger als Medium der *Vergesellschaftung des Menschen*, sondern in erster Linie als Medium der *Kollektivierung von Wissen* konzeptualisiert wird. Gefragt wird, wie Menschen es bewältigen, dass nach erfolgtem sprachlichen Austausch der *andere* möglichst genau das weiss, was der *eine* zuvor schon gewusst hat. So definiert etwa das „Lexikon der Sprachwissenschaft“ Sprache zwar als „Mittel zum Ausdruck bzw. Austausch“ (Bußmann (Hg.) 2002, Lemma *Sprache*, S. 616), doch was dann als Gegenstand bzw. Inhalt von solchem Ausdruck und Austausch genannt wird, sind „Gedanken, Vorstellungen, Erkenntnisse[n] und Informationen“ (ebd., Lemma *Sprache*, S. 616). Was sich kommunikativ zwischen Faust und Margarete ereignet, wird von dieser Definition nicht erfasst.

Die Konzeptualisierung von Kommunikation als *Wissenstransfer* zeigt sich denn auch in Visualisierungen von Kommunikation als Übermittlungsprozess zwischen zwei *Köpfen* – so etwa in der für das kollektive Gedächtnis der Sprachwissenschaft prägenden frühen Illustration aus dem „Cours de linguistique générale“⁶ (Abb. 3).

Damit ist ein Verständnis von Kommunikation geprägt, das technische Modelle wie das von Claude E. Shannon und Warren Weaver⁷ erklärungsstark erscheinen lässt und ihnen – trotz Charles Osgoods bissiger Charakterisierung der mit solchen Modellen verbundenen sprach- und bedeutungstheoretischen Vorstellungen als „bucket theory of language“⁸ – in den 1960er und 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts in linguistischen wie soziologischen Kontexten einen dominanten Platz zuweist.

⁶ Dass ich in diesem Verweis auf den Titel des entsprechenden Werkes und nicht auf Ferdinand de Saussure als dem diesem Werk traditionell zugeordneten Autor verweise, verdankt sich dem Faktum, dass nicht zuletzt die neuesten Erkenntnisse zum wissenschaftlichen Werk de Saussures diese Zuordnung als höchst problematisch erscheinen lassen.

⁷ Vgl. für die ‚klassische‘ Fassung des Modells Weaver (1949, S. 7).

⁸ Die entsprechende Textstelle bei Osgood lautet: „Words, like little buckets, are assumed to pick up their loads of meaning in one person’s mind, carry them across the intervening space, and dump them into the mind of another“ (Osgood 1979, S. 213).

Abb. 3: Kommunikation als Verbindung zwischen Köpfen. Abbildung aus: de Saussure (2003 [1916]): *Cours de linguistique générale*. Publié par Charles Bailly et Albert Séchehaye avec la collaboration de Albert Riedlinger. Paris, S. 27.

Es ist das Charakteristikum solcher Kommunikationsmodelle, dass sie das soziale Moment von Kommunikation in erster Linie in einem gemeinsamen ‚Code‘ – so die Terminologie der 1960er und 1970er Jahre – festmachen, über den die an der Kommunikation Beteiligten verfügen.⁹ Als *fait sociale* erscheint damit die *Sprache* (und nicht etwa das *Sprechen*), erscheint ein gegebenes Repertoire sprachlicher Zeichen und nicht die konkrete interaktive Dynamik der auf ein Gegenüber bezogenen sprachlichen Praxis (vgl. auch Williams 2011 [1977], S. 154). Der Mensch kommt auf diese Weise, wie dann besonders prominent in soziolinguistischen Kontexten, als Gruppe in den Blick, mit der Folge, dass sprachliche Sozialität in erster Linie als sprachlich basierte *Kollektivität* bzw. Zugehörigkeit konzeptualisiert wird,¹⁰ und entsprechend sind es die mit Sprache und Sprachgebrauch verbundenen Einschluss- und Ausschlussoperationen, die im Zentrum des Interesses stehen. Die Konzeptualisierung von Sprache als Kommunikationsmittel führt

⁹ Der Terminus ‚Code‘ bzw. ‚Kode‘ findet sich seit den 1950er Jahren im Rahmen sprachwissenschaftlicher Publikationen in – nach Teilgebieten differierender – unterschiedlicher Verwendung, wird dann aber zunehmend recht generell in der Bedeutung von ‚(sprachlichem) Zeichensystem‘ genutzt (vgl. dazu den einschlägigen Eintrag zu *Kode* im „Metzler Lexikon Sprache“). Zur Karriere des Begriffs trägt nicht zuletzt seine Verwendung im Kontext der frühen, an den Arbeiten Bernsteins orientierten Soziolinguistik bei; die massive Kritik an Bernstein führt dann wiederum zu einer Problematisierung und zunehmenden Vermeidung des Begriffs seit den 1970er Jahren.

¹⁰ Vgl. etwa auch die von Bruner (1975, S. 260) zitierte Bestimmung von *society* durch Michael Silverstein: „In general, then, we can say that people are constituted as a society with a certain culture to the extent that they share the same means of social communication.“ (vgl. Silverstein 1976).

unter diesen Perspektiven einerseits zum Entwurf des Menschen als qua Sprache in vielfache Schaltkreise des Wissenstransfers eingebunden, andererseits – durch Teilhabe am selben sprachlichen Zeichensystem – als eines in (unterschiedliche) soziale Gruppierungen eingebundenen Wesens.¹¹

4 Sprecher und Sprecher-Akte

Weiterhin lässt sich in vielen kommunikativ-pragmatisch orientierten Kontexten eine analytische Fixierung auf die Figur des *Sprechers* konstatieren. Denn auch wenn *Kommunikationsmodelle* grundsätzlich immer zwei strukturelle Positionen umfassen, was sich nicht zuletzt in den terminologischen Paarungen von *Sprecher* und *Hörer*, von *Produzent* und *Rezipient*, von *Sender* und *Empfänger* zeigt, so sind die diesen Akteuren zugewiesenen Rollen sehr verschieden: Der aktiven Figur des Sprecher-Produzenten-Senders steht die passive Rolle des Hörer-Rezipienten-Empfängers entgegen – dies ungeachtet der zum Teil recht unterschiedlichen wissenschaftsgeschichtlichen Verankerung der Modelle. Mit der analytischen Konzentration auf die Rolle des Sprechers einher geht zudem die Modellierung von Kommunikation als *Einbahnprozess*: Der kommunikative Vektor geht *vom Sprecher zum Hörer*.¹² Dies gilt nicht nur für informationstheoretisch grundierte Modelle wie demjenigen von Shannon/Weaver, sondern auch für solche, welche einer stärker psychologischen Perspektive auf die an der Kommunikation Beteiligten verpflichtet sind. Zu letzteren gehört auch das Zeichen- und Kommunikationsmodell Karl Bühlers, das dieser selbst in wunderbarer Formulierung als „Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermassen regelmässig auftritt“ (Bühler 1999 [1934], S. 24), charakterisiert, dessen Kurzformel dann aber lautet: *einer – dem anderen – über die Dinge* (ebd.,

11 Parallelen hierzu finden sich auch recht prägnant in soziologischen bzw. kulturwissenschaftlichen Praxistheorien, die den „Ort‘ des Sozialen“ (Reckwitz 2003, S. 387) nicht in der „Inter-subjektivität [...] suchen, sondern in der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches ‚praktisches Können‘ zusammengehalten werden“ (ebd., S. 389), wobei Körperwissen und Handlungsrouinen eine zentrale Rolle spielen.

12 Dieser Vektor (in den einschlägigen grafischen Kommunikationsmodellen normalerweise durch einen gerichteten Pfeil repräsentiert) kann allerdings insofern ‚wechseln‘ (was durch einen Gegenpfeil angezeigt werden kann), als der ehemalige Hörer zum Sprecher und der Sprecher zum Hörer werden kann. Dass der Hörer *als Hörer* kommunikativ auf den Sprecher einwirkt, wird zwar immer wieder als grundsätzliches Faktum vermerkt (etwa unter dem Terminus ‚Hörerrückmeldung‘, vgl. Henne/Rehbock 1979, S. 176 f.), ohne dass diesem jedoch weiterführende theoretische Aufmerksamkeit gewidmet würde.

S. 25).¹³ Mit dieser Formel wird auch hier das epistemologisch geprägte Konzept sprachlicher *Aboutness* abgerufen, d.h. ein Verständnis von Sprache, das diese weitgehend an die Fähigkeit des sprachlichen Menschen, auf seine Umgebung zu referieren, sie im Medium der Benennung handhabbar zu gestalten und *über* sie Aussagen zu machen, zurückbindet. Gleichzeitig – und eng mit dieser epistemologischen Perspektive verschränkt – wird Kommunikation auch hier vektoriell, d.h. als Sprechen *zum* anderen – und nicht *mit* dem anderen – konzipiert.

Letzteres gilt auch für die Sprechakttheorie Austin'scher Prägung – sprachphilosophisches Kernstück der sogenannten pragmatischen Wende – die ihren Sprecher zwar mit *illocutionary force* ausstattet und ihn mit Worten Dinge tun lässt, die ihm aber kein theoretisch ebenbürtiges Gegenüber beigibt. Letzteres erscheint in erster Linie als durch den Sprecherakt affiziert bzw. muss als ein Element der Glückensbedingungen vom Sprecher in der Planung seiner Akte verrechnet werden.¹⁴ Die Akte sprachlichen Tuns – Taufakt, Trauakt, Verurteilungsakt – werden nicht als Gemeinschaftsakte der an ihnen Beteiligten, sondern als unidirektionale Akte eines autorisierten, autonomen Akteurs konzipiert. Der mächtige Sprecher bleibt recht allein.

Selbst das ethnomethodologische Konzept des *doing* bzw. *doing being*, das die Prozesshaftigkeit sowie das konstruktivistische Potenzial sprachlich-sozialen Handelns in den theoretischen Vordergrund rückt und das unter anderem in der linguistischen Gender-Forschung sehr produktiv wurde, ist von seiner konzeptuellen Anlage her weitgehend sprecherzentriert und bietet in analytischer Hinsicht nur ein blasses Bild der in solches *doing* involvierten Anderen.

Mit anderen Worten: In vielen der theoretischen Ansätze, welche Sprache und Sprechen als in situative und soziale Kontexte eingebunden, durch diese geprägt und diese auch ihrerseits prägend modellieren und die den sprachlichen Menschen folglich durchaus im Plural in den Blick nehmen, wird Sprachlichkeit dennoch als an singuläre menschliche Monaden gebunden verstanden. Und das Bild der Sprachgemeinschaft, welches die Sprachreflexion hier in erster Linie entwirft, ist entsprechend das Bild einer „Gesellschaft von Individuen“ (Norbert Elias), die mit sprachlicher Handlungsmacht ausgestattet sind, über differenzierte Formen von Wissensaustausch verfügen, jeweils in ein komplexes Feld sich dynamisch

¹³ Mit dieser Formel beruft sich Bühler explizit auf Plato und dessen Verständnis von Sprache als *organum*.

¹⁴ Auch die von Austin selbst konstatierten „Schwierigkeiten“ (Austin 2002 [1972], S. 127), den von ihm als vom illokutiven Akt unterschiedenen *perlokutiven* Akt in eben seiner Besonderheit zu fassen, dürften u.a. daran liegen, dass Austin den Adressaten einer Äußerung nicht als eigenständigen Akteur modelliert.

überlagernder sozialer Gruppierungen eingebunden sind und entsprechend bewegliche, *auch* im Medium von Sprache und Sprachgebrauch konstituierte Identitäten ausbilden, pflegen und verändern. Nicht angesprochen bleibt dabei jedoch die Frage nach der Funktion von Sprache als Medium konkreter zwischenmenschlicher Beziehungen, nach ihrer *beziehungs*konstituierenden und beziehungsprägenden Funktion.

Während also das (Selbst-)Bild des Menschen als eines *vernunft*begabten, zu Erkenntnis, Reflexion und Selbstreflexion fähigen Wesens eng an seine Sprachlichkeit gebunden erscheint und in der Geschichte der Sprachreflexion, Sprachtheorie und Erkenntnistheorie entsprechend Hand in Hand gehen, erscheint das Bild des Menschen als eines in spezieller Weise *beziehungs*begabten, zu vielfältigen sozioemotionalen Bindungen befähigten Wesens oft gerade nicht an Sprache geknüpft. Schillers vielzitiierter Seufzer von der Seele, die genau dann nicht mehr spricht, wenn sie spricht, scheint diesen Verdacht auf den Punkt zu bringen.¹⁵ Im Gegensatz zur Vernunftbegabtheit des Menschen wird seine Beziehungsbegabtheit und damit auch seine spezifische Emotionalität in der Geschichte des Nachdenkens über Sprache nur selten als an seine Sprachlichkeit gebunden verstanden.¹⁶

Dennoch gibt es solche Überlegungen. Wo sie angestellt werden, d.h. wo das Verhältnis der Sprachlichkeit des Menschen zu der für ihn spezifischen Sozialität explizit thematisiert wird, sind es in erster Linie zwei auf völlig unterschiedlichen Betrachtungsebenen angesiedelte, funktionell aber in engster Weise aufeinander bezogene sprachliche Phänomene, die in den sprachtheoretischen Aufmerksamkeitssfokus rücken: die *Personalpronomina* einerseits und die menschliche *Wechselrede* andererseits.

Der Bogen solcher Überlegungen und entsprechender Studien spannt sich vom Ende des 18. bis ins 21. Jahrhundert.

15 Das vollständige Distichon (unter der Überschrift „Sprache“) lautet: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? *Spricht* die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.“ (Schiller: Sprache. In: Friedrich Schiller. Sämtliche Werke. 3. Aufl. Bd. 1. München 1962, S. 313; Hervorhebung im Original).

16 Zwar kommt dem Phänomen der menschlichen Emotionen in neuerer Zeit vermehrt akademische Aufmerksamkeit zu – nicht zuletzt im Kontext neuropsychologischer wie wirtschaftswissenschaftlicher Studien –, doch auch hier wird der Funktion von Sprache als Ausdruck und Medium von Emotionen bzw. der Frage nach der kommunikativen Konstruktion von Emotionen so gut wie nicht Rechnung getragen. Auch im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschung gibt es keine kohärente Forschungstradition zu diesem Gegenstand, sondern allenfalls punktuelle, trotz ihres Innovationspotenzials in der Forschungslandschaft zu wenig aufgegriffene Beiträge (vgl. etwa Fiehler 1990; Hermanns 1995; Wierzbicka 1999; Drescher 2003).

5 Subjektivität, Gegenüberschaft und die Latenzposition des Dritten

Die Personalpronomina *Ich* und *Du* ziehen in der Sprachreflexion um 1800 generell – prominent bei August Ferdinand Bernhardt und Johann Severin Vater – als „die höchsten und sublimiertesten Aeüßerungen der menschlichen Darstellung“ (Bernhardt 1801, S. 264) grosse Aufmerksamkeit auf sich. Auch Wilhelm von Humboldt¹⁷ und – knapp eineinhalb Jahrhunderte später – Emile Benveniste sehen in den Personalpronomina den entscheidenden Ausdruck und gleichzeitig das konstitutive Medium des Selbst- wie Fremdverständnisses des sprachlichen Menschen. Als reine Konfigurationsausdrücke¹⁸ – eine Eigenschaft, die Humboldt an die mögliche Entwicklung der Pronomina aus Ortsadverbien anbindet (vgl. Humboldt 1968a [1829]) und die Bernhardt im Vergleich der Pronomina mit algebraischen Zeichen zu erfassen sucht¹⁹ – erbringen sie, im Verständnis Humboldts, die Leistung, „das *Ich* und das *Du* in zwei verschiedene Sphären ein[zuschliess]en“, gleichzeitig aber auch „die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensetzung beider zusammen gegen ein Drittes“ möglich zu machen (Humboldt 1968a [1829], S. 310 f.; Hervorhebung im Original). Wir haben es also mit einer Grundkonfiguration zu tun, in der zwei eng aufeinander bezogene Positionen – *Ich* und *Du* – mit einer weniger eingebundenen, aber strukturell dennoch immer gesetzten dritten – dem *Er* in Humboldts Terminologie – zu tun haben.

Humboldt stellt zunächst sowohl das *Du* als auch das *Er* als *Nicht-Ich* in gleicher Weise dem *Ich* gegenüber. Doch das *Du* erweist sich dabei insofern vom *Er* unterschieden, als ein Sprecher mit dem *Du* den so Angesprochenen aus der allgemeinen „Sphäre *aller Wesen*“, denen das *Er* zugehört, in eine spezifisch

¹⁷ Bernhardt dürfte in diesem Punkt für Humboldt anregend gewesen sein.

¹⁸ Ich wähle diesen Ausdruck, um die lexikologische Sonderstellung dieser beiden ‚Pronomina‘ zu verdeutlichen, die (in deutlichem Gegensatz zum Pronomen der dritten Person) gerade *nicht* zur Wiederaufnahme eines Nomens eingesetzt werden können und nicht wie dieses Referenzcharakter haben, sondern ausschliesslich ‚deiktisch‘ funktionieren und zudem durch ihren konfigurativen Bezug aufeinander bestimmt sind. Vgl. hierzu auch Benvenistes Bestimmung, dass die Pronomina *ich* und *du* (und nur diese) „weder auf einen Begriff noch auf eine Person“ verweisen (Benveniste 1974, S. 291). Vgl. ausserdem Linke (2007, S. 117 f.) und Bernhardt (1801, S. 261).

¹⁹ Den Vergleich gründet Bernhardt in dem Faktum, dass die Pronomina der ersten und zweiten Person ebenso wie algebraische Zeichen „ganz allgemeine Verhältnisse bezeichnen die erst bei einer nähern Bestimmung ihre Anwendung erhalten“ (Bernhardt 1801, S. 261).

„gemeinsame“ versetzt (Humboldt 1968b [1827], S. 26).²⁰ Mit der Konstitution des *Du* als *Gegenüber* ist also gleichzeitig die des Dritten als *Anderer* begründet.

Dass in vielen Sprachen die grammatisch-formale Charakterisiertheit des Personalpronomens der dritten Person eine andere ist als bei den Pronomina der ersten und zweiten Person,²¹ ist Humboldt Beleg für eben diese Differenzierung zwischen *Du* und *Er* in ihrem Bezug auf ein *Ich* (vgl. auch Linke 2007). Als eine Stütze dieses Humboldt'schen Gedankens könnte man aus heutiger Perspektive im Übrigen auch auf neuere Erkenntnisse zur Entwicklungsgeschichte kindlichen Blickverhaltens verweisen: Ab einem Alter von rund sechs Monaten blickt das Kind eine Kontaktperson nicht mehr ausschliesslich *an* bzw. sucht mit seinem Blick deren Augen, sondern beginnt, dem Blick der Kontaktperson zu folgen.²² Aus der Phase des *Gegenüberseins* und damit aus der in der *Face-to-Face*-Konstellation räumlich begründeten *Beziehungsorientierung* eröffnet sich, in der Koorientierung auf ein Drittes ebenfalls *räumlich* begründet, die Phase der (gemeinsamen) *Objektorientierung* und damit auch die Konstitution des anderen, des Dritten.

Bei Benveniste nun finden wir eine zusätzliche Schärfung der Humboldt'schen Analyse, indem er die anthropologische Kategorie des *Subjekts* als sprachlich in den Pronomina begründet postuliert: Es ist für Benveniste „die Sprache *allein*“, die den Begriff des *ego* ermöglicht; nur „in der Sprache und durch die Sprache“ (Benveniste 1974, S. 289) konstituiert der Mensch sich als Subjekt, ja, so Benveniste: „wir bestehen darauf, dass diese ‚Subjektivität‘ [...] im Sein nur das Hervortreten einer Grundeigenschaft der Sprache ist“ (ebd.).

Diese Subjektivität erscheint nun aber gerade *in der Sprache* immer schon an ein *Gegenüber* gebunden, insofern als das *Ich* als sprachlicher Ausdruck ausschliesslich aus der Komplementarität zum *Du* seine positionierende Funktion erhält, da „nicht nur [...] ein *Gegenüber* in meiner Anrede zu einem *du*“ wird, son-

²⁰ Humboldt spricht hier von der Sphäre „eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns“ (Humboldt 1968b [1827], S. 26). Die nicht eindeutig auflösbare Formulierung lässt sich immerhin als Hinweis auf den Handlungscharakter einer durch die Verwendung der Pronomina der ersten und zweiten Person gekennzeichneten Rede verstehen.

²¹ Besonders deutlich im Deutschen in der generischen Nicht-Bestimmtheit von *ich* und *du* gegenüber der Differenzierung der Genera beim Personalpronomen der dritten Person: *er*, *sie*, *es*.

²² Diese Erkenntnis aus der Pionierstudie von Scaife/Bruner (1975) ist seitdem vielfach kritisch diskutiert und (wenn auch mit Blick auf die zeitliche Entwicklung des kindlichen Blickverhaltens zum Teil differenzierend) bestätigt worden, vgl. etwa Hood/Willen/Driver (1998). Dass Menschen im Gegensatz zu Primaten (die nur schwache Ansätze dazu zeigen) zu solchem Blick-Folge-Verhalten fähig sind, deutet Tomasello als entscheidenden evolutionären Vorteil (Tomasello 2009, S. 211).

dern auch „ich zu einem *du* werde in der Anrede desjenigen, der sich seinerseits als *ich* bezeichnet“ (ebd.). Diese *perspektivische Komplementarität* ist, so Benveniste, konzeptuell singular: „Wenn man dafür eine Parallele sucht, wird man sie nicht finden“ (ebd., S. 290).

Die *Ich-Du-Beziehung* erweist sich damit als Kippfigur. Die Anrufung des Anderen als ein *Du* – Althusser's *Interpellation* – konstituiert diesen gleichzeitig als ein *Ich*.²³ Die sprachtheoretische Singularität der Pronomina *Ich* und *Du* liegt damit in ihrer ausschliesslich *performativen* Bestimmtheit, die sie eher als verbale Gesten denn als lexikalische Elemente erscheinen lässt, insofern ihre immer nur situativ mögliche signifikative Füllung an die *Ausübung* der Sprache gebunden ist.

Ich und *Du* erscheinen damit als lexikalische Emergenzen der Wechselrede, insofern die Ausübung von Sprache immer schon an die Bedingung des Dialogs gebunden ist.²⁴ So betrachtet können die Pronomina der ersten und zweiten Person als der in einem quasi metonymischen Prozess zu sprachlichen Zeichen medialisierte Ausdruck der grundlegenden Adressiertheit menschlicher Rede verstanden werden.

In der Zusammenschau der hier ausgeführten Überlegungen profiliert sich insgesamt ein sprach(gebrauchs)analytisch begründetes *anthropologisches* Konzept, welches ich – trotz einer gewissen morphologischen Unebenheit des Ausdrucks – als Konzept der *Gegenüberschaft* fassen möchte. Unlösbar mit dieser Gegenüberschaft verbunden, da durch sie erzeugt, ist zudem die Position des aus ihr ausgeschlossenen *Dritten*. Gegenüberschaft wird durch die *konfigurative Latenz* dieser dritten Position immer mitbestimmt. Im Konzept von Gegenüberschaft erscheint der Mensch also gerade nicht als fest in eine ausgewogene, durch zwei grundsätzlich gleichgewichtige Positionen bestimmten Beziehungsstruktur eingebunden, sondern – aufgrund der strukturellen Gegebenheit der Position des Dritten – in eine asymmetrische und von daher *spannungsvolle* Konfiguration versetzt, die seine in dieser Konfiguration erzeugte Subjektivität grundsätzlich

23 „Indeed“, so greift Judith Butler den performativen Grundgedanken dieser Überlegung auf, „I can only say ‚I‘ to the extent that I have first been addressed and that address has mobilized my place in speech“ (Butler 1993, S. 225). Wobei allerdings die Sequenzialität, die Butler hier einführt und die ein unidirektionales Konditional impliziert – erst und nur dann, wenn ich angesprochen worden bin, kann ich mich als „Ich“ bezeichnen – die Vorstellung der dynamischen und egalitären Komplementarität, wie sie bei Benveniste entwickelt ist, in ein latent einseitiges Abhängigkeitsverhältnis überführt.

24 Humboldt formuliert dieses basale Faktum in ebenso treffender wie unpathetischer Weise: „[d]er Mensch spricht, sogar in Gedanken, *nur* mit einem Andren, oder mit sich, *wie* mit einem Andren [...]“ (Humboldt 1968b [1827], S. 25; Hervorhebung AL).

als *dynamische* bestimmt. Die Beziehungskonfiguration, in welche der Mensch als *sprechendes* Wesen eingebunden ist, ist tendenziell instabil bzw. verlangt nach ständiger Bestätigung oder Neubestimmung.²⁵

6 Turn-Taking

1974 erscheint unter dem Titel „A Simplest Systematics for the Organisation of Turn-Taking in Conversation“ eine Studie von Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson,²⁶ die für die Neuorientierung der sprachwissenschaftlichen Forschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts grundlegend ist und mit der die Humboldt'sche „Wechselrede“ im Konzept des *turn-taking* als zentraler Gegenstand des neuen Forschungsfeldes der Gesprächsforschung (der *conversation analysis*, CA) ausgewiesen wird.²⁷

Mit der Gesprächsforschung, deren breiter Aufschwung nicht zuletzt der einfachen Verfügbarkeit von Aufzeichnungstechniken zu verdanken ist, welche einen neuen methodischen Zugriff auf Sprache ermöglichen und sozusagen die ‚Laborfähigkeit‘ von *talk-in-interaction* herstellen, wird, gemessen an der Ausrichtung des linguistischen Mainstreams, die Sicht auf Sprache und damit die Konzeptualisierung des Gegenstandes sprachwissenschaftlicher Forschung in radikaler Weise verändert. Sie wird auf einen Schlag „realistisch“²⁸ – dies ganz im Sinne der Forderungen nach einer „realistischen Sprachwissenschaft“, die Peter Hartmann

²⁵ Vgl. auch Marková (2003, S. 152f.) (mit Bezug auf die Arbeiten des Sozialpsychologen Serge Moscovici).

²⁶ Die Autor/innen können zwar bereits auf eigene Vorarbeit sowie auf die Arbeiten anderer im sich neu formierenden Forschungsfeld der *conversation analysis* zurückgreifen, ihrer Studie, welche die Systematizität des Sprecherwechsels als Schaltstelle menschlichen Gesprächsverhaltens ausweist, kommt aber tatsächlich der Charakter einer Grundlagenschrift zu. Dies wird auch von den AutorInnen selbst entsprechend formuliert: „The subject of this report is the turn-taking system for conversation [...]. Others have noted that the organization of taking turns at talk is one type of organization operative in conversation and have located a range of interesting features and details of that sort of organization. But no account of the systematics of the organization of turn-taking for conversation is yet available. Here, on the basis of research using audio recordings of naturally occurring conversations, we attempt to characterize, in its simplest systematic form, the organization of turn-taking for conversation.“ (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, S. 696).

²⁷ Auch das Institut für Deutsche Sprache widmet sich mit seiner Jahrestagung von 1980 – damals noch unter der Bezeichnung „Dialogforschung“ – der neuen Thematik. Als prominente Gastreferentin ist Gail Jefferson eingeladen.

²⁸ Darauf haben explizit u.a. Auer (2003) und Günthner (2003) hingewiesen.

bereits in den 1960er Jahren formuliert hat²⁹ –, insofern sie Sprache in ihrer mündlichen Form und unter den Bedingungen ihrer dynamischen Konkretion *in situ* als *Miteinander-Sprechen* untersucht. Unter gesprächsanalytischer Perspektive erweist sich der sprachliche Mensch – strukturell – als Dyade, denn der ‚harte‘, aufzeichenbare Gegenstand der Gesprächsforschung ist immer nur *zwischen* Menschen und *in und an Situationen gebunden* vorzufinden. Zugespitzt könnte man sagen, dass die sprachreflexiven Überlegungen Humboldts zum „unabänderlichen Dualismus der Sprache“ in der linguistischen Gesprächsforschung empirisch eingeholt bzw. auf empirischer Basis neu formuliert werden.

Speziell relevant für die Frage nach dem „implicit or explicit picture of human beings in the world“ im Rahmen gesprächsanalytischer Forschung ist, dass das zentrale Konzept des *turn-taking*, das grundsätzlich auch als Anreihungs- oder Aggregationsmechanismus verstehbar ist und zunächst zum Teil auch so verstanden wurde,³⁰ zunehmend als *Integrationsmechanismus* modelliert wird, als operativer ‚Ort‘ der Ko-Konstruktion von Rede auf ganz unterschiedlichen Ebenen: Ko-Konstruktionen von syntaktischen Strukturen, von prosodischen Bewegungen, von Bedeutung und letztlich von kommunikativem Sinn. Kommunikation erscheint aus CA-Perspektive nicht als Sprechen *zu* jemandem, sondern immer schon als Sprechen *mit* jemandem.³¹

In der konversationsanalytischen Gretchen-Frage vom ‚Why that *now*‘ (Schegloff/Sacks 1973, S. 299 et passim; Hervorhebung AL) kommt zudem das Verständnis von Rede als einem Phänomen mit dominant temporaler Struktur zum Ausdruck; der sprachliche Mensch wird als *zeitliches* Wesen entworfen, welches im Spannungsmoment zwischen Äusserungsgeschichte einerseits und Erwartung bzw. Projektion zukünftigen Sprachhandelns andererseits in einem sprachlichen Jetzt positioniert ist. Ergänzt bzw. richtiger *verschränkt* wird diese Verzeitlichung des linguistischen Menschenbildes mit seiner Verräumlichung, dies im Kontext der erst seit rund 15 Jahren intensivierten multimodalen Interaktionsforschung, welche die Materialitäts- und Körpergebundenheit sprachlicher Interaktion in der räumlichen Ko-Präsenz in den Blick nimmt, womit auch die konfigurative Bestimmtheit des Menschen auf konkreter empirischer Basis in den Blick kommt.

²⁹ Vgl. Hartmann (1965) und dann verschiedentlich wieder in Arbeiten der 1970er und frühen 80er Jahre.

³⁰ In frühen Bestimmungen von Turn-Taking wird in den gewählten Formulierungen die additive Perspektive auf den Sprecherwechsel deutlich, so etwa wenn Coulthard/Ashby davon sprechen, dass ein „exchange consists minimally of two successive utterances: one speaker says something and a second says something in return“ (Coulthard/Ashby 1975, S. 140).

³¹ Zentrale CA-Konzepte wie das des *recipient-design* („Adressatenzuschnitt“) erfassen diese Orientierung von Interaktionsbeteiligten auf ihr Gegenüber.

Die Erkenntnisse aus Videoanalysen sowie ersten Eye-Tracking-Studien lassen zudem die Dynamik der konfigurativen Austarierungen erahnen, welche die an einem Gespräch Beteiligten als Dauerleistung vollbringen.

Im Verlauf der (noch kurzen) konversationsanalytischen Forschungsgeschichte hat sich also insgesamt ein Verständnis von Sprache konsolidiert, welches dem auf die Möglichkeiten zu Referenz und Prädikation konzentrierten Konzept sprachlicher *Aboutness* ein Konzept zur Seite stellt, wenn nicht gar entgegengesetzt, das man in analoger Wortbildung als ein Konzept sprachlicher *Withness* bezeichnen könnte. In den Fokus rückt damit der *mit* einem anderen redende und nicht nur *über* etwas redende Mensch. Mit diesem Konzept wird der Mensch in der gegenwärtigen Sprachreflexion sozusagen wieder vom Kopf auf die Füße gestellt und gleichzeitig mit einem Körper als integrativem Element seiner Sprachlichkeit versehen.

Als Grundlage wie als Folge dieser Entwicklung hat sich auch der zentrale Gegenstand linguistischer Forschung verändert, sowohl in konkret-materialer wie auch in konzeptioneller Hinsicht: Nicht mehr der *Satz* (und damit Argument und Prädikation), nicht mehr die *Äusserung* (und damit die individuelle sprachliche Handlung), sondern der *turn* (als sequenziell sowohl retrospektiv wie prospektiv gebundenes, immer schon ko-konstruiertes Element von Wechselrede) stellt im Rahmen einer auf die Empirie von *talk-in-interaction* ausgerichteten Sprachforschung die relevante Grösse dar. Charles Goodwin formuliert daraus bereits 1979 ein einschlägiges Forschungsprogramm, das den „turn“ als ein Phänomen erfasst, dem in gleicher Weise soziale, linguistische und kulturelle Relevanz zukommt: „The turn at talk provides an area where *nontrivial* social, linguistic, and cultural phenomena [...] can be analyzed as elements of a single integrated process“ (Goodwin 1979, S. 112; Hervorhebung AL). Dass der *turn* als analytisches Konzept wie auch das *turn-taking* als Grundstruktur sprachlich-interaktiven Handelns schliesslich auch in ontogenetischer wie phylogenetischer Hinsicht relevant sind und entsprechend für den *Weg des Menschen in die Sprachlichkeit* allenfalls als grundlegend verstanden werden müssen, zeigen sowohl psycholinguistische Studien zum Spracherwerb als auch neueste Erkenntnisse von evolutionslinguistisch orientierten und auf konversationsanalytischer Basis sprachvergleichend arbeitenden Untersuchungen.

Mit Blick auf den kindlichen Spracherwerb hat Jerome Bruner früh und deziidiert darauf aufmerksam gemacht, dass die Entwicklung des sprachlichen Menschen nicht als eine von der Sprache zur Kommunikation zu modellieren ist, sondern umgekehrt von der Kommunikation zur Sprache. „From Communication to Language“ (Bruner 1975) lautet entsprechend programmatisch der Titel eines für diese Überlegungen einschlägigen Beitrags von 1975, der also in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft zu den grundlegenden Arbeiten der *conversation analy-*

sis steht. Bruner berichtet hier unter anderem von der Beobachtung, dass Kleinkinder in *face-to-face*-Situationen mit Erwachsenen lange vor der Entwicklung von „language proper“ (ebd., S. 256) Aktivitäten *wechselseitiger* Orientierung zeigen, welche auch über längere Zeit aufrechterhalten werden (vgl. dazu auch Oller 2000, S. 164). So etwa im abwechselnden Einfügen von Klötzchen in passende Öffnungen im Deckel einer Schachtel durch Eltern und Kind: erst das Kind, dann ein Elternteil, dann das Kind, und so weiter. Es liegt hier eine Form *praktischen turn-takings* vor, wobei dieses *turn-taking* gerade mit Blick auf die konkrete, materialbezogene Tätigkeit, die vollzogen wird – nämlich Klötzchen in passende Öffnungen zu stecken – letztlich nicht konstitutiv, sondern ‚überschiessend‘ ist.³² Dieses Faktum sowie die Beobachtung, dass solch praktisches *turn-taking* bereits gewisse Formen von Blickkontakt einschliesst, die das Kind nutzt, um zu entscheiden, „whose turn it is“ (Bruner 1975, S. 273, mit Bezug auf Argyle/Ingham 1972), scheinen Hinweise darauf zu sein, dass die Ausbildung der auf ein Gegenüber bezogenen (körperlichen) Inter-Aktivität, wie sie in der Wechselrede dann ihre absolute Form findet, als mit der Entwicklung von Sprachlichkeit interdependent verstanden werden muss.³³

Was schliesslich die evolutionsbezogene Perspektive angeht, so lässt sich hier als besonders plakatives Beispiel eine Studie anführen, welche eine Arbeitsgruppe des Max Planck-Instituts in Nijmegen kürzlich unter dem Titel „Is *Huh?* a Universal Word“ publiziert hat. Darin belegen die Autoren, dass *huh?*, verwendet als *repair-initiator*, d.h. dann, wenn man zum Beispiel nicht genau verstanden hat, was ein Gesprächspartner gerade gesagt hat – das ‚deutsche‘ Äquivalent wäre wohl ein *hm?* Oder *hã?* –, in mehr oder weniger dieser Form und Funktion weltweit in sehr unterschiedlichen Sprachen zu finden ist. Das an und für sich verblüffende Faktum eines ‚universalen Wortes‘ interpretieren die Autoren als Resultat einer „convergent cultural evolution“:

[...] *the interactional environment of other-initiated repair, present in every language investigated so far, provides a set of selective pressures that pull the interjection towards a similar form and that keep regular processes of language change from affecting the item.* (Dingemanse/Torreira/Enfield 2013, S. 8; Hervorhebung AL)

³² Dass, wie auch die Alltagserfahrung belegt, Kinder aus solcher im Turn-Taking-Format angelegten Inter-Aktivität emotionalen Lustgewinn ziehen, mag ein weiterer Hinweis auf die eminente Bedeutung dieses Aktivitätsformates für die Ausbildung menschlicher Sozialität sein.

³³ Umgekehrt zeigen multimodal orientierte Analysen von *talk-in-interaction*, dass und wie die Koppelung von gesprächsweiser Rede an körperliche Interaktivität auch bei erwachsenen Interaktionspartner/innen den Normalfall darstellt: „participants use not only talk but also visual resources (gesture, gaze, body posture, manipulation of artifacts, etc.) to build sequences [or] to project themselves as next speakers“ (Broth/Keevallik 2014, S. 109).

Und eben darin liegt nun der konversationsanalytische Witz der Sache: Denn was die Studie ebenfalls und sozusagen in erster Linie belegt, ist die Universalität der *turn*-Sequenz, in die der durch „Huh?“ realisierte *turn* eingebettet und in welche er maximal reaktiv als auch projektiv eingebunden ist. Die inhaltlich äusserst unspektakuläre, in ihrer verständnissichernden Funktion ebenso entschieden alter-orientierte wie auch gesprächstechnisch relevante Praxis der Nachfrage erweist sich damit als eine *konversationelle* Universale.³⁴

Wissenschaftsgeschichtlich relevant ist zudem, dass die Studie im Kontext eines sich zunehmend deutlicher profilierenden evolutionstheoretischen Forschungsfeldes steht, in welchem die Frage nach der Evolution von Sprache in einen kommunikationstheoretischen Kontext gestellt und eng mit der Frage nach der Ausbildung der für den Menschen typischen, *sozioemotional* grundierten Interaktivität³⁵ verknüpft wird. Und in diesem Rahmen wiederum sind prä-verbale Formen von *turn-taking* (vokal wie gestisch) als wichtiger Entwicklungsschritt zu betrachten (vgl. Levinson/Holler ersch. demn., Kapitel 2.3.; Takahashi et al. 2013; Yoshida/Okanoya 2005).

7 Dialogizität

Will man nun die Forschungsansätze, die den sprachlichen Menschen in erster Linie als *gesprächssamen* Menschen und als solchen immer schon auf ein Gegen-

34 Stivers et al. (2009) postulieren ganz grundsätzlich die Universalität des Turn-Taking-Mechanismus und gehen davon aus, dass dieser auch nur geringfügiger kultureller Variation unterliegt.

35 Levinson prägt in diesem Kontext den Begriff ‚interaction engine‘ (Levinson 2006 passim), der auf das Ensemble aus face-to-face-Orientierung, Häufigkeit von Blickkontakt, anhaltendem wechselseitigem Austausch kommunikativer Signale, Ko-Orientierung, Ausbildung und produktiver Nutzung von *common ground* etc. abhebt. Als grundlegend für die Ausbildung der Elemente dieses Ensembles wäre dann prosoziales Verhalten anzusetzen, wie es weniger bei nicht-menschlichen Primaten als etwa bei Büschelaffen zu finden ist, die Jungtiere gemeinsam aufziehen und sich auch durch den Austausch dyadischer Kontaktrufe auszeichnen, vgl. Burkhart/Hrdy/van Schaik (2009); Takahashi et al. (2013). Das vor allem von Tomasello für die evolutionäre Entwicklung des Menschen prominent gesetzte Konzept der „shared intentionality“ (Tomasello/Carpenter 2007; Tomasello 2009) bzw. der „geteilten Intentionalität“ gehört ebenfalls in diesen Kontext. Der Begriff des ‚sharing‘ bzw. des „geteilt seins“ bleibt aber merkwürdig unklar, so etwa wenn Tomasello in merkwürdiger Doppelung von der „kooperativen Infrastruktur geteilter Intentionalität“ spricht (Tomasello 2009, S. 169, Hervorhebung AL) und zudem davon ausgeht, dass sich diese Infrastruktur „zur Erleichterung von Interaktionen mit anderen bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten entwickelt hat“, womit eine schwer nachvollziehbare Vorzeitigkeit von geteilter (!) Intentionalität gegenüber Interaktivität postuliert wird (ebd., S. 363).

über bezogen verstehen, die ihn entsprechend nicht mehr *essentialistisch*, sondern *relational* modellieren und in dieser sprachlich fundierten Relationalität auch die Basis menschlicher Subjektivität sehen, unter einen plakativen Begriff fassen, so liegt derjenige der *Dialogizität* nahe, der gleichzeitig den der *Monologizität* aufruft.

Das Begriffspaar *dialogistisch* – *monologistisch* ist in disziplinär weit gestreute und zum Grossteil recht lose Traditionslinien eingebunden, innerhalb welcher die religiös fundierte Anthropologie Martin Bubers sowie die sprach- und kulturtheoretischen Überlegungen Mikhail Bakhtins³⁶ einen prägnanten Platz einnehmen.³⁷ In konversationsanalytischen Kontexten ist es vorzugsweise das Werk Bakhtins, auf welches sich entsprechende Theoretisierungen praktisch durchgehend abstützen. Tatsächlich ist es verblüffend, wie direkt sich viele Aussagen Bakhtins zum dialogistischen Charakter von Sprache – entwickelt in erster Linie in literaturtheoretischen bzw. kulturalistischen Kontexten – auf die Augenfälle projizieren lassen, die sich dem konversationsanalytischen Blick auf *talk-in-interaction* darbieten. So erhebt Bakhtin etwa, ganz unabhängig von konversationsanalytischen Forschungskontexten, die Kategorie der Äusserung zum zentralen Gegenstand sprachlicher Analyse,³⁸ definiert diese zudem explizit auf den sprachlichen Austausch bezogen, d.h. ganz im Sinne der gesprächsanalytischen Einheit des *turn* – „[t]he very boundaries of the utterance are determined by a change of speech subjects“ (Bakhtin 1986, S. 91) – und schreibt eben dieser Einheit dann grundsätzlich responsiven Charakter zu. Diese Responsivität wiederum ist für Bakhtin doppelter Natur. Sie charakterisiert einerseits jeden konkreten einzelnen Beitrag eines Sprechers im Kontext einer aktuellen „chain of speech

36 Bakhtin seinerseits wiederum hat Buber rezipiert, wie aus seinen eigenen Schriften hervorgeht, ohne dass allerdings hier engere Bezüge deutlich werden.

37 Aus den vielfältigen Bezügen, in denen sich das Konzept von Dialogizität verorten lässt, sei hier noch auf die Überlegungen von Emmanuel Lévinas und sein Konzept des „Sein-für-den-andern“ (Lévinas 1998 passim) verwiesen. Lévinas verbindet die von ihm konstatierte Unmöglichkeit der Repräsentation durch Zeichen ethisch produktiv mit der Angewiesenheit des Menschen auf den Anderen, da dessen Nähe und der Austausch mit ihm die einzige Form der Sicherung der aussersprachlichen Welt darstellt.

38 Die traditionelle Fokussierung auf den (dekontextualisierten) Satz als Einheit linguistischer Analyse lehnt Bakhtin ebenso dezidiert ab: „When one analyzes an individual sentence apart from its context, the traces of addressivity and the influence of the anticipated response, dialogical echoes from others' preceding utterances, feint traces of changes of speech subjects that have furrowed the utterance from within – all these are lost, erased, because they are all foreign to the sentence as a unit of language. All these phenomena are connected with the whole of the utterance, and when this whole escapes the field of vision of the analyst they cease to exist for him.“ (Bakhtin 1986, S. 99).

communion“, insofern die Rolle der jeweils Angesprochenen als „*not that of passive listeners, but of active participants in speech communication*“ (Bakhtin 1986, S. 94; Hervorhebung AL) zu verstehen ist, auf die ein Sprecher immer schon antwortend reagiert; andererseits und darüber hinaus kommt für Bakhtin jeder Äusserung auch ein sehr grundlegender, multipler und nicht situativ fokussierter responsiver Charakter zu, insofern sie mit „*dialogic overtones*“ (ebd., S. 92; Hervorhebung AL) angefüllt ist, „*with echoes and reverberations of other utterances to which it is related by the communality of the sphere of speech communication*“ (ebd., S. 91).

Einem ganz ähnlichen, wenn auch nicht identischen doppelten Alter-Bezug, nämlich einerseits zum jeweils konkret adressierten einzelnen Anderen, andererseits zur unbestimmten Menge *aller* Anderen, welche die Sprachgemeinschaft bilden, in welcher ein Sprecher sich bewegt, sind auch die sprachtheoretischen Überlegungen Eugenio Coserius verpflichtet, die dieser seit den 1950er Jahren entwickelt und in denen er den Adressatenbezug als das grundlegende Definieren von Sprache bestimmt. Sprechen ist, so Coseriu, immer schon ein Sprechen „*wie der andere [...], damit der andere versteht*“ (Coseriu 1974 [1958], S. 65, Hervorhebung im Original), gleichzeitig aber immer auch ein Sprechen „*für den anderen*“, da „*die Sprache gerade die ‚Kundgabe von einem selbst für Andere‘ ist*“ (beides ebd., S. 66, Hervorhebung im Original).³⁹ Dieses Konzept der Alter-Orientiertheit menschlicher Rede entwirft Coseriu im Kontext seiner Beschäftigung mit dem Phänomen des Sprachwandels, welches er ganz an die Dynamik konkreter Rede rückbindet.

Nicht zuletzt der Vergleich mit den Überlegungen Coserius⁴⁰ verdeutlicht allerdings, dass die dialogistische Sprachkonzeption Bakhtins die qua Sprache gegebene und im Sprechen sich ereignende Vergemeinschaftung des Menschen sehr grundlegend fasst. Wenn wir uns an den Coseriu'schen Formulierungen der doppelten Bestimmung von Sprache als Sprechen *Wie-der-andere* und *Für-den-andere* orientieren, so lässt sich das Bakhtin'sche Verständnis von Sprache als ein Sprechen *Mit-ein-ander* charakterisieren: Meine Rede ist nicht nur *für den*

³⁹ Auch wenn sich Begrifflichkeiten, die unterschiedlichen theoretischen Zusammenhängen verpflichtet sind, nie ohne Weiteres zur Deckung bringen lassen, so lässt sich der Coseriu'sche Terminus hier doch in engen Bezug zum konversationsanalytischen Konzept des *recipient design* setzen. Auch Brigitte Schlieben-Lange hat sich mit der Ausrichtung von Sprecher/innen an den jeweils Angesprochenen befasst und in diesem Kontext ergänzend zum Begriff des Referierens den Begriff des „Alterisierens“ entwickelt, vgl. Schlieben-Lange (1983, S. 14).

⁴⁰ Brigitte Schlieben-Lange hat Coserius Überlegungen in einem äusserst lesenswerten Beitrag zu „Dialektik von Identität und Alterität“ (Schlieben-Lange 1998) aufgegriffen und mit Blick auf eine „Triangulation von Ego und Alter“ weiterentwickelt (ebd., S. 55).

anderen und *wie* die des anderen, sondern der bzw. die anderen sind immer schon an meiner Rede beteiligt – meine ‚eigene‘ Rede ist immer schon *auch* die Rede des anderen.⁴¹

Dieses radikalere Konzept der Dialogizität hat sich als Deutungshorizont konversationsanalytischer Forschung überaus wirkmächtig erwiesen. Per Linell, der sich in einer Reihe einschlägiger Publikationen mit dem Brückenschlag von konversationsanalytischer Empirie zu „dialogical theory as an integrating framework“ befasst hat (unter anderem Linell 1998, 2009; Linell/Marková (Hg.) 2013), formuliert folgende Quintessenz:

The story of dialogism is about the importance of the other in the human mind, and about interaction, context interdependence and semiotic mediation in sense-making. With a blunt formulation, a ‚dialogical theory‘ is therefore about interactive sense-making in context, and the emphasis on other-orientation provides the implied association to ‚dialogue‘. (Linell 2009, S. 432)

Wie dieses Zitat und im Übrigen auch der Titel des zitierten Buches – „Rethinking Language, Mind, and World Dialogically“ – verdeutlichen, hat eine dialogistisch fundierte Theoretisierung konversationsanalytischer Erkenntnisse zwangsläufig auch Folgen für unser Verständnis kognitiver Strukturen sowie von Zeichen- und Wissensbildungsprozessen. ‚Radikaldialogistisch‘ gedacht stellt sich mit Blick auf das Verhältnis von Kognition und Kommunikation dann nicht mehr in erster Linie die – traditionelle – Frage, wie kognitive Inhalte möglichst unbeschadet von einem menschlichen Kopf zum anderen übertragen werden können (dies wäre die Blickrichtung von der Kognition zur Kommunikation), sondern es stellt sich, sozusagen in Umkehrung der Verhältnisse, die Frage, inwieweit die dialogische Struktur menschlicher Wechselrede als *Grundstruktur* menschlicher Kognition selbst betrachtet werden kann bzw. muss (was einer Blickrichtung von der Kommunikation zur Kognition entspricht). Entsprechend dezidiert postuliert denn auch Mikhail Bakhtin eine solche in und durch Interaktion erfolgende Prägung menschlichen Denkens: „our thought itself [...] is born and shaped in the process of interaction“ (Bakhtin 1986, S. 92).

Zugespitzt formuliert erscheint damit der Dialog als Matrix unseres Denkens wie auch als Matrix unseres Selbst. Erving Goffman, dessen kommunikativ begründetes *face*-Konzept den Menschen ebenfalls dialogistisch modelliert, postuliert

⁴¹ Für Bakhtin ist entsprechend auch das Wort (verstanden als die elementare sinntragende Einheit von Sprache) dialogistisch geprägt, es ist der „internal dialogism of the word [...] that penetrates its entire structure, all its semantic and expressive layers“ (Bakhtin 1981, S. 279).

bereits in den 1960er Jahren eine „functional relationship between the structure of the self and the structure of spoken interaction“ (Goffman 1967, S. 36).

Aus dezidiert konversationsanalytischer Perspektive heraus argumentiert schliesslich Levinson (1995) für die Annahme von „interactional biases in human thinking“,⁴² und die Sozialpsychologin Ivana Marková stellt zur Diskussion, ob wir als Konsequenz aus den Erkenntnissen der Gesprächsforschung einerseits sowie der sprachorientierten Sozialpsychologie andererseits nicht grundsätzlich eine „dialogical epistemology“, oder gar – dann ontologisch verstanden – eine „dialogicality of mind“ (Marková 2003, S. 85) ansetzen müssten.

Zusammenfassend und vereinfacht formuliert, haben wir es insgesamt mit einer Abkehr vom *written language bias*,⁴³ wie er die Sprachreflexion innerhalb wie ausserhalb der Sprachwissenschaft traditionell – und oft unbewusst – geprägt hat (und zum Teil auch immer noch prägt), und der damit interdependenten – bewussten – Setzung eines *interactional bias* zu tun, und zwar durchaus mit ontologischem Anspruch. Jerome Bruner hat diesen Standpunktwechsel aus seinen eigenen entwicklungspsychologischen Forschungen heraus bereits in den 1970er Jahren mit Blick auf das ‚Kerngebiet‘ linguistischer Sprachreflexion, die Grammatikforschung, sehr deutlich formuliert: „Grammar may itself be a product of the evolution of joint action in the species and one does well therefore to examine how the human ontogenesis of joint action contributes to the mastery of that grammar“ (Bruner 1975, S. 262).

8 Monologizität als Leistung und Ressource

Sobald nun aber im Nachdenken über Sprache und Sprechen dem *written language bias* die Annahme eines *interactional bias* menschlicher Sprachlichkeit gegenübergestellt wird und damit auf sprachtheoretischer Ebene ein in seinen Grundzügen ‚monologistisches‘, an weitgehend dekontextualisierter Schriftlich-

⁴² Die Formulierung zitiert den Titel des Aufsatzes. Levinson erwägt in eben diesem Aufsatz, der existierenden Reihe von Termini wie *Homo sapiens*, *Homo faber*, *Homo ludens*, *Homo oeconomicus*, die jeweils ein spezifisches Verständnis vom „Wesen“ des Menschen in den Fokus der Betrachtung rücken, den *Homo interactans* beizugesellen, stellt aber gleichzeitig ironisch-bedauernd fest, dies sei „not a possible Latin formation – unfortunately“ (Levinson 1995, S. 223).

⁴³ Vor allem aus konversationslinguistischer Perspektive wurde seit den 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts der *written language bias* unseres Sprachdenkens kritisch diskutiert, besonders umfassend in Linell (2005).

keit orientiertes Verständnis von Sprache durch ein ‚dialogistisches‘ ersetzt wird,⁴⁴ ermöglicht dies – im Sinne eines emergenten Effektes – auch einen neuen, verfremdeten Blick auf die unter einem *written language bias* als Normalformen betrachteten Gebrauchsweisen von Sprache. Es sind dann nicht mehr diejenigen Sprech- bzw. Schreibweisen, die sich durch hohe Situationsentbindung, durch geringe Redundanz und hohe semantische Explizitheit sowie durch integrative Strukturen auf unterschiedlichen sprachlichen Rängen und damit auch durch die Präferenz für *offline*-Syntax⁴⁵ auszeichnen, welche als die ‚eigentliche‘ Basis (auch) gesprochener Rede und dialogischer Interaktion betrachtet werden, sondern umgekehrt erscheint nun die Fähigkeit zu ‚monologistischer‘ Rede als (evolutionär) späte Ausprägung menschlicher Sprachlichkeit, welche erst in einem komplexen Prozess – dynamisiert und spezifiziert im Kontext von Literalisierung⁴⁶ und den damit verbundenen neuartigen Möglichkeiten von Entextualisierung⁴⁷ – aus den Grundbedingungen der Wechselrede bzw. der multimodalen Raumzeitlichkeit von *talk-in-interaction* herausgebildet wurde.⁴⁸ Und erst in dieser Reihung lässt sich ‚Monologizität‘ als eine spezifische Leistung in der sprachlichen Selbstformierung des Menschen verstehen,⁴⁹ deren Auswirkungen auf die kognitiven, emotionalen und sozialen Dimensionen menschlicher Existenz in ihrem vollen Umfang es erst noch zu erkennen gilt.

44 Besonders prägnant und umfassend in Linell (2005).

45 Vgl. differenzierter Ágel (in diesem Band), der die Termini *online*- bzw. *offline*-Syntax von Auer übernimmt.

46 Die linguistische Literalisierungs-Forschung hat in den letzten 40 Jahren Grundlegendes zum Verständnis des hier nur ganz allgemein angesprochenen Prozesses beigetragen, vgl. umfassend etwa Ong (1982), Goody (1987); mit spezifischerer Perspektive auf konzeptionelle bzw. sprachbezogene kognitive Aspekte etwa Koch/Oesterreicher (1994) und Ágel (2007).

47 Entextualisierung als bewusster Prozess der Herauslösung sprachlicher Gebilde aus ihrem situativen Kontext und damit häufig auch aus einer personellen Adressiertheit ist vor allem in ethnolinguistischen Kontexten und mit Blick auf orale Kulturen thematisiert und untersucht worden (vgl. Ausdruck und Konzept Silverstein/Urban 1996 passim) – die Ubiquität von entextualisierter Sprache in literalisierten Sprachgemeinschaften hat die Frage nach der Besonderheit dieses Prozesses und seiner Produkte vorwiegend verhindert.

48 Vgl. zu dieser Reihung auch Ágel (in diesem Band), der bei anders gelagertem Forschungsfokus und unter Verwendung anderer Begrifflichkeit davon spricht, dass „der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus[setzt], aber nicht umgekehrt“ (S. 124).

49 *Monologizität* ist hier – dies sei zur Klärung der Argumentation nochmals explizit festgehalten – ontologisch verstanden. Dass sich im Begriffspaar *Monologizität* – *Dialogizität* eine ontologische Lesart, die sich auf entgegengesetzte (Aus-)Prägungen der menschlichen *Sprachlichkeit* bezieht, und eine epistemologische Lesart, die sich auf unterschiedliche Prägungen des *Nachdenkens über Sprache* bezieht, überschneiden, ist recht ungünstlich. Zumal das Begriffspaar im ersten Fall eher skalar, im zweiten eher dichotomisch zu denken ist bzw. verwendet wird.

Ein solches Verständnis von Monologizität als einer Errungenschaft in der Entwicklungsgeschichte menschlicher Sprachlichkeit, welche die Bandbreite der Ressourcen des sprachlichen Zugriffs auf die Welt sowie des sprachfundierten Selbst- und Gegenüberbezugs des Menschen erweitert, ist zudem der latent negativen Konnotation des Begriffs der *Monologizität* entgegenzuhalten, eine Konnotation, die ihm sowohl in seiner ontologischen wie in seiner epistemologischen Lesart anhaftet.⁵⁰

9 Distanz als Voraussetzung und Formativ von Nähe

Ähnliche konnotative Missverständlichkeiten sind auch mit Blick auf das Konzept von Dialogizität zu vermeiden: Die *strukturelle* Dialogizität von Sprechen (sowie von Sprache als dem zugehörigen Emergenz- bzw. Sedimentierungsphänomen) und die damit gegebene *relationale* Grundbestimmtheit des sprachlichen Menschen hebt nicht die Tatsache auf, dass die Symbolbasiertheit sprachlicher Kommunikation notwendig mit einem Distanzeffekt verbunden ist. Oder anders und nochmals mit Bezug auf Benveniste formuliert: Die in der Wechselrede sowie in der konfigurierenden Leistung der Pronomina der ersten und zweiten Person erzeugte Gegenüberschaft als Existenzbedingung des sprachlichen Menschen hebt die durch das Zeichenmedium Sprache erzeugte grundsätzliche Getrenntheit von eben diesem Gegenüber nicht auf. Denn im selben Moment, wo ich in der Teilhabe am *gemeinsamen* Zeichen mit meinem Gegenüber durch eben dieses Zeichen verbunden bin, tritt es auch als *Medium*, als ein *Mittleres* zwischen mich und den anderen und ermöglicht mir, ja erzwingt mir die Erfahrung des Getrenntseins bzw. der Distanz.

Bereits Humboldt stellt dem von ihm herausgearbeiteten beziehungsstiftenden *Dualismus der Rede* die *Objektivierungskraft von Sprache* und die daran gekoppelte Möglichkeit der Distanznahme an die Seite.⁵¹ Den in unterschiedlichen Schriften entwickelten Gedanken zu Sprache als Medium der Objektivierung und damit auch als einem Medium, mithilfe dessen der Mensch sich als von seiner

⁵⁰ Ausschlaggebend ist hier u.a. die Assoziierung von Dialogizität mit der Vorstellungen von Dialog als einer ethisch ‚wertvollen‘ Form von Kommunikation bzw. mit der Vorstellung ‚gelingender‘ oder ‚echter‘ Kommunikation.

⁵¹ Vgl. für eine ‚moderne‘, wissenssoziologische Ausarbeitung dieses Grundgedankens einschlägig Berger/Luckmann (1977).

Umwelt unterschieden erleben und verstehen kann, bringt Humboldt in einem Brief an Schiller auf folgenden knappen Nenner: „Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch [...] seiner dadurch bewusst wird, dass er eine Welt von sich abscheidet.“⁵² Und wenn Humboldt an anderer Stelle ausgerechnet im Kontext von Überlegungen zur beziehungskonstitutiven Kraft der Rede darauf hinweist, dass der „Zweck“ der *Sprache*, auch wenn sie sich nur in „Geselligkeit“ entfalten könne, seinen „Endpunkt doch in dem *Einzelnen* findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann“ (Humboldt 1968b [1827], S. 23; Hervorhebung AL), so zeigt sich darin eine Bewegung, die – und genau das scheint mir wichtig – die grundlegende Beziehungsgebundenheit der Sprache wie des Menschen zum Angelpunkt einer sprachanalytisch fundierten Anthropologie macht, daraus aber keine absoluten Begrenzungen ableitet.

An diesem Punkt ist auch nochmals zu Goethe zurückzukommen. Nicht zu Faust, sondern zum Werther, dort aber ebenfalls zu einer berühmt gewordenen Schlüsselszene, zu Lotte und Werther vor der Gewitterlandschaft:

Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickend'ste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand, auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte – Klopstock! – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. (Goethe 1899, S. 36)

In dieser Szene (siehe auch Abb. 4), die dem zeitgenössischen Publikum zum Inbegriff innigster Seelengemeinschaft wird, ist es ein Wort von Lotte, welches – hier durchaus als Steigerungsstufe von Blick („ihr Auge“) und Berührung („ihre Hand“) zu verstehen – Werther in einem „Strome von Empfindungen“ versinken lässt. Der zugleich paradoxe wie systematische Effekt dieser Steigerung von Emotionalität durch Verbalität verweist auf die dem sprachlichen Menschen offenstehende Möglichkeit, *im* Distanzmedium Sprache diese Distanz gleichzeitig spannungsvoll zu erhalten als auch, sozusagen sekundär, zu überwinden, insofern etwa mit einem Wort im Gegenüber sowohl die an diesem haftenden Erinnerungsspuren emotiver Leseerfahrungen – das, was Helmuth Feilke unter Rückgriff auf Utz Maas als „sekundäre Semantisierung von Ausdrucksqualitäten durch den Gebrauch“ fasst (Feilke 1996, S. 157; vgl. auch Maas 1985) – als auch ein spe-

52 Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt. Herausgegeben von Siegfried Seidel. 2 Bde. Berlin (1962), Bd. 2, S. 207; hier zitiert nach Trabant (1990, S. 38).

zifisches Textwissen und damit verbunden eine ganze interpretative Welt aufgerufen werden kann. Es ist dies der Effekt der „harmonisch gestimmten Anregung“ (Humboldt 1836, § 9, S. 70) des Gegenübers, die Humboldt der Rede als Leistung zurechnet, die aber gerade nicht mit einer Verschmelzung qua Sprache gleichzusetzen ist.

Abb. 4: Werther und Lotte am Fenster (Quelle: Arbeitsstelle Hamburger Klopstock-Ausgabe)

10 Ein Ausblick: Sprache und Beziehung

Aus den bisherigen Ausführungen lassen sich vielfältige und zum Teil weitreichende Konsequenzen ableiten – sowohl mit Blick auf im engeren Sinne linguistische Fragestellungen und Forschungsfelder wie auch hinsichtlich von Fragestellungen, die über diese umgrenztere Thematik auch in Nachbardisziplinen ausgreifen.

Ich möchte an dieser Stelle die vorgebrachten grundlegenden Überlegungen zur Interdependenz von menschlicher Sprachlichkeit und menschlicher Sozialität in der knappen Skizze eines neuen linguistischen Forschungsfeldes konkretisieren und damit – abschliessend – auch in gewisser Weise handgreiflich machen. Dieses Forschungsfeld, das durch die Grundfrage nach der beziehungskonstitutiven wie beziehungsprägenden Funktion von Sprache und Sprachgebrauch charakterisiert wäre, das zudem zu Forschungsbereichen wie ‚Sprache und Kognition‘ oder ‚Sprache und Wissen‘ in produktive Bezüge gesetzt werden könnte und das sich am einfachsten analog zu letzteren mit dem Label ‚Sprache und Beziehung‘ fassen liesse, existiert bisher nicht.⁵³

In der Soziolinguistik, in deren Zuständigkeitsdomäne es am ehesten fallen würde, liegt der Forschungsfokus traditionell auf den sozialen *Identitäten* von Sprecher-Individuen oder Sprecher-Gruppen (und damit auf der Frage, wie sich die Sprache bzw. der Sprachgebrauch von Angehörigen sozialer Gruppen von derjenigen anderer sozialer Gruppen unterscheiden), jedoch nicht auf den sozialen *Beziehungen zwischen* Sprecher/innen und der Frage nach der konstitutiven bzw. formenden Potenz von Sprache und Sprachgebrauch in diesem Kontext. Dabei wäre es besonders lohnend, beide Gesichtspunkte zu verbinden und etwa danach zu fragen, ob und wie sich soziale Gruppierungen in ihren Praktiken sprachlicher Beziehungsgestaltung unterscheiden, welche sprachlichen Beziehungsmuster für den sozialen ‚Haushalt‘ unterschiedlicher Sozialformationen typisch sind und welche unterschiedlichen diskursiven Konzeptualisierung von Beziehungsformen sich jeweils beobachten lassen.

Unter der Perspektive von „Sprache und Beziehung“ kämen zudem sehr unterschiedliche sprachliche Ränge und sehr unterschiedliche sprachlich-kom-

⁵³ Es existieren aber durchaus Forschungsarbeiten, welche thematisch und vom theoretischen Ansatz her diesem Forschungsfeld zuzurechnen wären. Unter historischer Perspektive gilt dies etwa für Arbeiten von Anja Lobenstein-Reichmann (für den Entwurf einer Programmatik des Zugangs vgl. Lobenstein-Reichmann i.Dr.). Ein Sammelband zum Themenfeld „Sprache und Beziehung“, der die Beiträge einer Tagung in Zürich 2013 zusammenfassen wird, soll spätestens 2015 publiziert werden.

munikative Praktiken in den Blick. Dazu gehörten etwa die Formen und Praktiken der Anrede des Gegenübers sowie auch das Spektrum der Relationsbezeichnungen, die sowohl für das Reden *mit* dem anderen als auch das Reden *über* den anderen im Wortschatz zur Verfügung stehen, dies verbunden mit der Frage danach, welche Beziehungstypologie in einer Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt sprachlich sedimentiert ist bzw. im Medium von Sprache und Sprachgebrauch alltäglich aufrechterhalten oder dann im Wandel von Praktiken und Bezeichnungsweisen verändert wird. In den analytischen Blick kämen dabei auch alle Möglichkeiten, durch Lautstärke, Tonfall, Wortwahlen, Syntax, Varietätenwahl, Gesprächsverhalten und alle Formen des Zusammenspiels körperkommunikativer und sprachlicher Mittel im Reden *mit* anderen eine bestimmte Beziehung zu konstituieren, zu bestätigen oder im Kommunikationsverlauf dynamisch zu verändern. Nicht zuletzt gehörte auch die linguistische Höflichkeitsforschung, die bis heute meist eher als ein abgegrenztes Spezialgebiet im Rahmen von Pragmatik bzw. interkultureller Linguistik wahrgenommen wird, deren Fragestellungen und zentrale Konzepte von ihrem Potenzial her jedoch weit über das hinausgehen (könnten), was mit einem engeren Verständnis von ‚Höflichkeit‘ verbunden ist, in dieses Forschungsfeld. Entsprechend könnte man – mit lockerem Bezug auf den in der neueren Höflichkeitsforschung entwickelten Begriff des „relational work“ (vgl. einschlägig Locher/Watts 2005, zudem auch Culpeper 2011) ebenso wie mit Bezug auf den Foucault’schen Begriff der „Techniken des Selbst“ – die Formen und Muster des Sprachgebrauchs, welche in für die Beziehungskonstitution in privat-persönlichen wie institutionellen Kontexten habitualisiert sind, als sprachliche *Praktiken der Relation* bezeichnen. Mit diesem Begriff wäre dann auch eines der zentralen Forschungsobjekte des Forschungsbereichs ‚Sprache und Beziehung‘ benannt.

Insgesamt könnten – dies parallel zur Entwicklung neuer Fragestellungen, neuer Analysekatgeorien und neuer methodischer Instrumente – eine lange Reihe bereits bestehender Fragestellungen, Forschungsansätze wie auch Forschungserkenntnisse in dieses Forschungsfeld eingebracht, vernetzt und in der Zusammenschau theoretisch neu akzentuiert werden. Dass damit zur (Neu-)Formierung des Menschenbilds im Medium der Sprachreflexion beigetragen würde, versteht sich von selbst.

Quellen

Goethe, Johann Wolfgang von (1887): Faust. Eine Tragödie. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 14. Bd. Weimar.

Goethe, Johann Wolfgang von (1899): Die Leiden des jungen Werther. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, 19. Bd. Weimar.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2007): Was ist „grammatische Aufklärung“ in einer Schriftkultur? Die Parameter „Aggregation“ und „Integration“. In: Feilke, Helmuth/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hg.): Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge. (= Wissenschafts-Kommunikation 1). Heidelberg, S. 39–57.
- Argyle, Michael/Ingham, Roger (1972): Gaze, mutual gaze, and proximity. In: *Semiotica* 6, S. 32–49.
- Auer, Peter (2003): Realistische Sprachwissenschaft. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): Sprache und mehr: Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. (= Reihe Germanistische Linguistik 245). Tübingen, S. 177–188.
- Austin, John Langshaw (2002 [1972]): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart. [Dt. Originalausg. Stuttgart 1972].
- Bakhtin, Mikhail M. (1981): Discourse in the novel. In: Bakhtin, Mikhail M.: The dialogic imagination. Four essays. (= University of Texas Press Slavic Series 1). Austin, S. 259–422.
- Bakhtin, Mikhail M. (1986): Speech genres and other late essays. (= University of Texas Press Slavic Series 8). Austin.
- Benveniste, Emile (1974): Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1977): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl. Frankfurt a.M.
- Bernhardi, August Ferdinand (1801): Sprachlehre. Berlin.
- Broth, Mathias/Keevallik, Leelo (2014): Getting ready to move as a couple: Accomplishing mobile formations in a dance class. In: *Space and Culture* 17, S. 107–121.
- Bruner, Jerome S. (1975): From communication to language. A psychological perspective. Dedicated to Roman Jakobson on his eightieth birthday. In: *Cognition* 3, S. 255–287.
- Bühler, Karl (1999 [1934]): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart. [Originalausg. Jena 1934].
- Burkart, Judith M./Hrdy, Sarah B./van Schaik, Carel P. (2009): Cooperative breeding and human cognitive evolution. In: *Evolutionary Anthropology* 18, S. 175–186.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Butler, Judith (1993): Bodies that matter. On the discursive limits of „sex“. New York u.a.
- Cassirer, Ernst (1994): Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1: Die Sprache. 10. unveränd. Aufl. Darmstadt. [Reprogr. Nachdruck d. 2. Aufl., Darmstadt 1953].
- Coseriu, Eugenio (1974 [1958]): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München. [Originalausg. Montevideo 1958].
- Coulthard, Malcolm/Ashby, Margaret (1975): Talking with the doctor. In: *Journal of Communication* 25, S. 140–147.
- Culpeper, Jonathan (2011): Impoliteness. Using language to cause offence. (= Studies in interactional sociolinguistics 28). Cambridge.

- Dingemanse, Mark/Torreira, Francisco/Enfield, N.J. (2013): Is „Huh?“ a universal word? Conversational infrastructure and the convergent evolution of linguistic items. In: *PLoS ONE* 8 (11): e78273.
- Drescher, Martina (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. (= *Linguistische Arbeiten* 468). Tübingen
- Duranti, Alessandro (1997): *Linguistic anthropology*. Cambridge.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*. Frankfurt a.M.
- Fiehler, Reinhard (1990): *Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin/New York.
- Foley, William A. (1997): *Anthropological linguistics. An introduction*. (= *Language in Society* 24). Oxford u.a.
- Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York.
- Goffman, Erving (1967): *Interaction ritual. Essays on face-to-face behavior*. New York.
- Goodwin, Charles (1979): The interactive construction of a sentence in natural conversation. In: Psathas, George (Hg.): *Everyday language. Studies in ethnomethodology*. New York, S. 97–121.
- Goody, Jack (1987): *The interface between the written and the oral*. (= *Studies in Literacy, Family, Culture and the State*). Cambridge.
- Günthner, Susanne (2003): Eine Sprachwissenschaft der „lebendigen Rede“. Ansätze einer anthropologischen Linguistik. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 245). Tübingen, S. 189–208.
- Hartmann, Peter (1965): Zur anthropologischen Fundierung der Sprache. In: Drewniak, Stanisław/Heinz, Adam/Kuryłowicz, Jerzy (Hg.): *Symbolae linguisticae in honorem Georgii Kuryłowicz*. Warschau, S. 110–119.
- Hartmann, Peter (1979): Grammatik im Rahmen einer realistischen Sprachwissenschaft. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 32, S. 487–507.
- Hartmann, Peter (1980): Das Verhältnis zur Sprache als Thema und Datum einer Realistischen Sprachwissenschaft. In: *Folia Linguistica* 14, S. 253–282.
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut (1979): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin u.a.
- Hermanns, Fritz (1995): *Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik*. In: Harras, Gisela (Hg.): *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*. (= *Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache* 1993). Berlin/New York, S. 138–178.
- Hood, Bruce M./Willen, Douglas J./Driver, Jon (1998): Adult's eyes trigger shifts of visual attention in human infants. In: *Psychological Science* 9, S. 131–134.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): § 9. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt. In: Humboldt, Wilhelm von: *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Bd. 1. Berlin, S. 64–81.
- Humboldt, Wilhelm von (1968a [1829]): Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. In: Humboldt, Wilhelm von: *Gesammelte Schriften*. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 304–330. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1829.]

- Humboldt, Wilhelm von (1968b [1827]): Ueber den Dualis. In: Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 4–30. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1827.]
- Humboldt, Wilhelm von (1968c [1827–1829]): Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. In: Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 111–303. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1827–1829.]
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). Berlin u.a., S. 587–604.
- Lévinas, Emmanuel (1998): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht. 2. Aufl. Freiburg i.Br. u.a.
- Levinson, Stephen C. (1995): Interactional biases in human thinking. In: Goody, Esther N. (Hg.): Social intelligence and interaction. Expressions and implications of the social bias in human intelligence. Cambridge, S. 221–260.
- Levinson, Stephen C. (2006): On the human „interaction engine“. In: Enfield, Nicholas J./Levinson, Stephen C. (Hg.): Roots of human sociality. Culture, cognition and interaction. (= Wenner-Gren International Symposium Series). Oxford u.a., S. 39–69.
- Levinson, Stephen C./Holler, Judith (ersch. demn.): The origin of human multimodal communication. Manuscript submitted as part of the special issue „Language as a Multimodal Phenomenon: Implications for Language Learning, Processing, and Evolution“. Philosophical Transactions. The Royal Society, Biological Sciences.
- Linell, Per (1998): Approaching dialogue. Talk, interaction and contexts in dialogical perspectives. (= Impact 3). Amsterdam.
- Linell, Per (2005): The written Language Bias in linguistics. Its nature, origins and transformations. (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5). London u.a.
- Linell, Per (2009): Rethinking language, mind, and world dialogically. Interactional and contextual theories of human sense-making. (= Advances in cultural psychology). Charlotte, NC.
- Linell, Per/Marková, Ivana (Hg.) (2013): Dialogical approaches to trust in communication. Charlotte, NC.
- Linke, Angelika (2007): Das Schielen auf den Dritten. Zur konfigurativen Bestimmtheit von Kommunikation. In: Kiening, Christian (Hg.): Mediale Gegenwärtigkeit. (= Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 1). Zürich, S. 111–126.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (i.Dr.): Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 2014.
- Locher, Miriam A./Watts, Richard J. (2005): Politeness theory and relational work. In: Journal of Politeness Research 1, S. 9–33.
- Maas, Utz (1985): Kulturanalyse und Sprachwissenschaft. In: Ballmer, Thomas/Posner, Roland (Hg.): Nach-Chomskysche Linguistik. Neuere Arbeiten von Berliner Linguisten. Berlin u.a., S. 91–111.
- Marková, Ivana (2003): Dialogicality and social representations. The dynamics of mind. Cambridge.
- Oller, Kimbrough D. (2000): The emergence of the speech capacity. Mahwah, NJ.
- Ong, Walter (1982): Orality and literacy: The technologizing of the word. (= New Accents). New York.

- Osgood, Charles (1979): What is a language? In: Aaronson, Doris/Rieber, Robert W. (Hg.): Psycholinguistic research. Implications and applications. Hillsdale, NJ, S. 189–228.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32, S. 282–301.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel/Jefferson, Gail (1974): A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. In: Language 50, S. 696–735.
- Scaife, Michael/Bruner, Jerome S. (1975): The capacity for joint visual attention in the infant. In: Nature 253, S. 265–266.
- Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): Opening up closings. In: Semiotica 8, S. 289–327.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1998): Die Dialektik von Identität und Alterität. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 28, 110, S. 41–57.
- Silverstein, Michael (1976): Shifters, linguistic categories and cultural description. In: Basso, Keith Hamilton/Selby, Henry Anderson (Hg.): Meaning in anthropology. Albuquerque, S. 11–55.
- Silverstein, Michael/Urban, Greg (1996): The natural history of discourse. In: Silverstein, Michael/Urban, Greg (Hg.): Natural histories of discourse. Chicago, S. 1–18.
- Stivers, Tanya et al. (2009): Universals and cultural variation in turn-taking in conversation. In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 106, S. 10587–10592.
- Takahashi, Daniel Y. et al. (2013): Coupled oscillator dynamics of vocal turn-taking in monkeys. In: Current Biology 23, S. 2162–2168.
- Trabant, Jürgen (1990): Traditionen Humboldts. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 877). Frankfurt a.M.
- Trabant, Jürgen (1998): Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1386). Frankfurt a.M.
- Tomasello, Michael (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt a.M.
- Tomasello, Michael/Carpenter, Malinda (2007): Shared intentionality. In: Developmental Science 10, S. 121–125.
- Weaver, Warren (1949): Recent contributions to the mathematical theory of communication. In: Shannon, Claude E./Weaver, Warren (Hg.): The mathematical theory of communication. Urbana u.a., S. 1–28.
- Whorf, Benjamin Lee (1999): Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. 22. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Whorf, Benjamin Lee (2012 [1956]): Language, thought, and reality. Selected writings of Benjamin Lee Whorf. 2. Aufl. Cambridge, MA. [Nachdruck d. Ausg. 1956].
- Wierzbicka, Anna (1999): Emotion across languages and cultures. Diversity and universals. (= Studies in Emotion and Social Interaction, 2. Series). Cambridge u.a.
- Williams, Raymond (2011 [1977]): Language. In: Schieffelin, Bambi B./Garrett, Paul B. (Hg.): Anthropological linguistics. Critical concepts in language studies. Bd. 2: Thinking about language: Teil 2. London u.a., S. 149–166. [Erstveröff. in: Marxism and Literature. Oxford 1977.]
- Yoshida, Shigeto/Okanoya, Kazuo (2005): Evolution of turn-taking: A bio-cognitive perspective. In: Cognitive Studies 12, S. 153–165.